Die Jahrhundertfeier des preuß. Kriegsministeriums.

Im Gebäude des Kriegsministeriums zu Berlin wurde am 1. d. die Jahrhundertfeier des preuß. Kriegsministeriums im Beisein Kaiser Wilhelms und der Angehörigen des königlichen Hauses und vieler andrer Fürstlichkeiten festlich begangen. Den Höhepunkt bildete die überaus eindrucksvolle Rede, die Kaiser Wilhelm hielt und die folgenden Wortlaut hatte: „Auf den Schlachtfeldern von Auerstedt und Jena hatte sich das Geschick Preußens erfüllt, in Tilsit ein Friedensvertrag von grausamer Härte die Niederlage besiegelt. Zertrümmert war das Heer des großen Königs, aus unzähligen Wunden blutend, lag Preußen am Boden, seiner Macht und seines Ansehens im Rate der Völker beraubt. Fast ohne Hoffnung war die Zukunft. Drückender denn je lastete um die Wende des Jahres 1808 das Joch des Eroberers auf dem verstümmelten Staate. Im Besitze der wichtigsten Festungen stand der Feind in dem gemarterten, unter der Bürde unerschwinglicher Kriegsauflagen zusammenbrechenden Lande. Noch war der Wiederaufbau des Heeres nicht zu Ende geführt; drohend erhoben sich neue Kriegswetter, die auch für Preußens Schicksal entscheidend werden konnten. In dieser Zeit tiefster Demütigung rief mein in Gott ruhender Herr Urgroßvater weiland König Friedrich Wilhelm III. Majestät das Kriegsdepartement mit der Bestimmung ins Leben, daß zu dem Geschäftskreis dieser Behörde alles gehören solle, was auf das Militär, dessen Verfassung, Errichtung, Erhaltung und den von solchem zu machenden Gebrauch Bezug hätte. Ein Entschluß von unermeßlicher Tragweite: denn bisher hatte das Heer der einheitlichen Leitung und Verwaltung entbehrt. Würde die neue Schöpfung sich bewähren und dauernd ihren Aufgaben gerecht werden können? Es gereicht mir zur wahren Genugtuung, heute, an dem Tage, mit welchem vor 100 Jahren das Kriegsministerium seine reichgesegnete Tätigkeit begonnen hat, ihm mit freudigem Stolze bezeugen zu können, daß es mein und meiner erhabenen Vorgänger am Throne Vertrauen allerorten vollauf gerechtfertigt hat. Denn in unverbrüchlicher Treue und Hingebung, rastlos und ohne Ermattung schaffend, hat es dem Heere die Rüstung bereitet und gestählt, durch die dieses befähigt wurde, allezeit seine hohe Bestimmung zu erfüllen: des Vaterlandes starker und — so Gott will — unüberwindlicher Schirm und Hort zu sein und zu bleiben. Dafür sage ich ihm tiefbewegt meinen königlichen Dank. Und wenn diese Anerkennung allen gilt, die in dem Kriegsministerium für des Vaterlandes Macht und Ehre ihre ganze Kraft, ihr ganzes Wissen und Können eingesetzt haben, dann richtet sich mein Blick besonders auf die beiden Größten unter ihnen: Scharnhorst und Roon, die Waffenschmiede, jener der Befreiung Preußens, dieser der Einigung Deutschlands. Den Gefühlen nie verlöschenden Dankes für ihr unvergleichliches Wirken in dieser feierlichen Stunde von neuem Ausdruck zu geben, ist mir ein Herzensbedürfnis. Möchten alle aus diesen leuchtenden Vorbildern Kraft und Erhebung schöpfen für das eigene Schaffen! Möchte es uns nie an Männern fehlen, die diesen beiden in aufopfernder Treue und glühender Vaterlandsliebe nacheifern! Möchte die verhängnisvolle Zeit, in der das Kriegsministerium gegründet wurde, immerdar eine Mahnung bleiben, nie still zu stehen, nie zu rasten in der Arbeit für das Vaterland, kein Opfer für dessen Ruhm und Wohlfahrt zu groß oder zu schwer zu erachten! Dann wird der Segen des Allmächtigen für alle Zukunft auf dem Wirken des Kriegsministeriums ruhen, dann wird Deutschland alle Stürme, die der Ratschluß der Vorsehung heraufführen mag, siegreich bestehen. Das walte Gott!"

Bei dem Festmahl sprach der bayrische Kriegsminister v. Horn zugleich im Namen der Kriegsministerien der andern Bundesstaaten seinen Glückwunsch aus. Auch die militärischen Mitglieder der fremden Gesandtschaften waren zur Beglückwünschung erschienen. Eine Festvorstellung im Opernhause, der auch Kaiser Wilhelm bis zum Schluß beiwohnte, beschloß die Feier.

Friedensvermittelung auf dem Balkan.

Wenn jetzt in der Balkanpolitik überall eine Wendung zum Bessern festgestellt werden kann, so ist das nicht zum wenigsten ein

Verdienst der deutschen Regierung,

die mit ihrer Empfehlung der gemeinsamen Vorstellung in Belgrad einen gangbaren Weg zu einem friedlichen Ausgleich gewiesen hat. Der deutschen Regierung überlassen es daher die Regierungen von Frankreich, England, Rußland und Italien, die Form für den in Belgrad zu unternehmenden Schritt vorzuschlagen. Der diplomatische Gebrauch kennt für solche Anläße eine Anzahl Formen, unter denen das mit Österreich in stetem Meinungsaustausch bleibende Deutschland die angemessenste wählen soll. Von dieser Wahl wird zunächst Frankreich Kenntnis erhalten und sich der Zustimmung Rußlands versichern. England und Italien würden, wofern jene drei andern Mächte einig geworden sind, keine Einwendungen erheben.

Durch die Zusage Rußlands zu diesem gemeinschaftlichen Schritt der Mächte in Belgrad hat das Petersburger Kabinett sich um die

Erhaltung des europäischen Friedens

ein unzweifelhaftes Verdienst erworben. Aber obwohl durch die Zustimmung Rußlands zur Vermittelung der Mächte in Belgrad sich die Lage wesentlich gebessert hat, ist Serbiens Haltung doch nach wie vor noch ungewiß. Über den bevorstehenden Schritt der Großmächte herrscht in ganz Serbien große Erregung. Ein hervorragender Diplomat erklärte, daß die serbische Regierung unter keinen Umständen irgendwelche Versprechungen bezüglich der Abrüstung geben dürfe, es solle im Gegenteil die seit langem in Vorbereitung befindliche Note an die Mächte abgesandt werden.

Der Hauptinhalt dieser an die französische, englische, russische und italienische Regierung gerichteten serbischen Note ist folgender: In Erwartung der ausschlaggebenden Entscheidung der Mächte wird Serbien, auf seine Lebensinteressen bedacht, die Politik der früheren Regierung mit friedlichen Mitteln fortsetzen und ungeachtet der Drohungen der österreichischen Presse, sowie der kriegerischen Vorbereitungen der österreichischen Regierung alles vermeiden, was zu einem Waffengange mit Österreich führen könnte. Die Ausführung der von der serbischen Regierung ergangenen Befehle zur Aufrechterhaltung der Ruhe im Lande und der guten Ordnung, besonders an den Grenzen, wurde allen Organen zur Pflicht gemacht.

Serbien verlangt nach wie vor

als Entschädigung eine Gebietsabtretung

und wird sich der Forderung der Mächte, darauf zu verzichten, nicht endgültig fügen. Vielmehr soll die Frage der Gewährung eines Landstreifens am Adriatischen Meer, die bereits eine nationale Frage geworden ist, auf einen späteren Zeitpunkt verschoben werden. Man will offenbar eine unklare und zweideutige Rechtslage bestehen lassen und die Austragung des Streites auf einen späteren, günstiger erscheinenden Zeitpunkt verschieben. Eine derartige Lösung der Krise, die dauernd einer Kriegsdrohung gleichkäme, liegt aber nicht im Interesse Österreich-Ungarns und ebensowenig in dem der übrigen Mächte.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Das Gerücht, Kaiser Wilhelm werde auf seiner diesjährigen Nordlandreise mit dem Zaren in den finnischen Gewässern zusammentreffen, beruht auf Erfindung.

* Kaiser Wilhelm hat aus Anlaß der Jahrhundertfeier des preuß. Kriegsministeriums dem Kriegsminister v. Einem den Schwarzen Adlerorden verliehen.

* Der Unterausschuß der Finanzkommission des Reichstages ist jetzt mit seinen Arbeiten fertig geworden und zu einer Verständigung über die Besteuerung des Besitzes gelangt. Das Ergebnis wird indes geheim gehalten, weil es noch der Genehmigung der Parteien unterliegt. In parlamentarischen Kreisen verlautet, daß auch eine mäßige Besteuerung des Erbes der Kinder vorgesehen sei.

* Der Reichstags-Abgeordnete für den Stadt- und Landkreis Posen, Rechtsanwalt Chrzanowski, hat sein Mandat niedergelegt.

Österreich-Ungarn.

* Die österreichisch-türkische Einigung ist nunmehr nach Unterzeichnung des Protokolls endgültig zustande gekommen. Damit ist nach mehrmonatigen Verhandlungen eine Balkankrisis beseitigt und das Einvernehmen zwischen Wien und Konstantinopel wieder hergestellt. Der Sultan verzichtet auf Bosnien und die Herzegowina und erkennt den Herrscher Österreich-Ungarns als Souverän dieser Provinzen an. Damit sind Bosnien und die Herzegowina österreichisches Kronland geworden. Die Zustimmung der Großmächte zur Einverleibung ist nun nur noch eine Frage der Zeit. Als äußeres Zeichen des wiederhergestellten Einvernehmens zwischen Österreich und der Türkei darf die besondere Audienz gelten, die Kaiser Franz Joseph dem neuen türkischen Minister des Äußeren, Rifaat-Pascha, erteilte.

* Die deutschen Studenten in Prag wurden bei ihrem letzten Sonntagsbummel wieder von den Tschechen tätlich angegriffen; die Polizei stellte aber bald die Ruhe wieder her, nachdem sie mehrere Verhaftungen vorgenommen hatte.

Italien.

* Infolge einer leichten Erkrankung des Papstes sind im Vatikan alle Empfänge bis auf weiteres abgesagt worden.

Amerika.

* Präsident Roosevelt, dessen Amtszeit mit dem 4. d. beendet ist, wird sich bereits anfangs April nach Afrika begeben. In New York und Washington sind große Abschiedsfeierlichkeiten geplant.

Aus dem Reichstage.

Am 27. Februar wurde im Reichstag die Beratung des Kolonialetats fortgesetzt. Abg. Eichhorn (soz.) erhielt gleich zu Anfang seiner Rede vom Präsidenten Stolberg einen Ordnungsruf wegen seiner Äußerung, der Abg. Lattmann habe am Donnerstag die kindische Bemerkung gemacht, die Sozialdemokratie habe kolonialpolitisch den Gang nach Damaskus angetreten. Seine Freunde hätten hierzu nicht den allergeringsten Anlaß, denn die Bedeutung der Kolonien für Deutschland in wirtschaftlicher Beziehung sei so gering wie zuvor. Einen zweiten Ordnungsruf erhielt der Redner, als er erklärte, der bei dem Vortrage des Staatssekretärs im Reichstage anwesende oberste Kriegsherr habe den Rüssel wegen der Kriegsführung in Südwestafrika ruhig eingesteckt. Abg. Arning (natl.) meinte, die Behandlung der aktiven Kolonialbilanz sollte vorsichtiger geschehen, damit unter der Möglichkeit von Rückschlägen die Popularität der Kolonien nicht Schaden erleide. Besser wäre es, wenn die Etats der Kolonien etwas langsamer eine aktive Bilanz zeigten. Abg. Erzberger (Ztr.) begrüßte die kolonialpolitische Tätigkeit des Staatssekretärs, unter der die volkswirtschaftliche und finanzielle Entwickelung unsrer Kolonien sich günstig gestalte. Werde der Staatssekretär wegen seiner Politik angegriffen, so können seine Freunde ihm nur zurufen: Dernburg, bleibe hart!

Am 1. d. wird die Beratung des Kolonialetats fortgesetzt.

Abg. Werner (Resp.): Es ist anzuerkennen, daß man hinsichtlich der Behandlung der Eingeborenen zu humanen Anschauungen gekommen ist. Eine vernünftige Kolonialpolitik muß vor allem auf Verkehrswege bedacht sein. Sehr wichtig ist die Inderfrage. Eine Ausdehnung der Neger durch die Inder, wie bisher, muß verhütet werden. Anderseits begrüßen wir es, daß der Staatssekretär, um nicht vom grünen Tische zu urteilen, Afrika besucht hat. Er wird sich dort auch gewiß nicht Potemkinsche Dörfer haben zeigen lassen.

Abg. Ablaß (frl. Vp.): Ein Fall, den ich zur Sprache bringen muß, hat bisher eine sachliche Erledigung nicht gefunden: der Fall Nabe. Die Behandlung des Distriktskommissars Nabe durch den Assessor Freiländt, der, nach Angabe Nabes, überhaupt nicht ordnungsgemäß zum Richter bestellt gewesen sein soll. Fraglich ist tatsächlich, ob vom Staatssekretär bestellte Beamte, die noch dazu ihre Geschäfte nur kommissarisch ausüben, zu richterlichen Funktionen befugt sind. Die Frage der Rechtspflege in unsern Kolonien ist jedenfalls von grundsätzlicher Wichtigkeit. Es muß Klarheit darüber geschaffen werden, inwieweit das Verfahren überhaupt ordnungsgemäßes war.

Abg. Gans Edler zu Putlitz (kons.): Erfreulich ist die Einmütigkeit dieser Debatte darüber, daß ein Fortschritt in der Entwickelung unsrer Kolonien unverkennbar ist. Einmütigkeit besteht auch darin, daß auch finanziell unsre Kolonien sich entwickeln. Was den Konflikt zwischen Gouvernement und Verwaltung anlangt, so nehme ich zur Schuldfrage keine Stellung; wir sind dem Staatssekretär dankbar, wenn er zum Ausgleich wirken will.

Abg. Noske (soz.): Ich stimme in das Lob über den finanziellen Fortschritt und die Verminderung der Reichszuschüsse ein, und ich will gern hoffen, daß es in einigen Jahren gelingt, die Kolonien zuschußfrei zu machen, aber die Zinsen und kolonialen Schulden usw. belasten uns noch lange. Die Werte in den Kolonien bestreiten wir gar nicht, nur die Werte für die große Masse des Volkes, für die Arbeiter. Ostafrika muß ein Negerland bleiben, die Missionstätigkeit darf nicht staatlich unterstützt werden. Religion ist Privatsache; im Aufstande stehe doch Rasse gegen Rasse. An Gerechtigkeit fehlt es in der Rechtsprechung. Ein Weißer, der drei Menschenleben — Neger — auf dem Gewissen hat, erhält nur 9 Monate Gefängnis und — hofft dann noch auf Begnadigung. Ein Neger dagegen, der einen Weißen totschlägt, der sich an seinem Eigentum vergriffen hat, wird mit dem Tode bestraft. Da sind wir denn doch noch sehr weit entfernt von einer Kolonialpolitik, die wirklich zivilisatorische Werte hat!

Staatssekretär Dernburg: Die Verwaltung steht selbst auf dem Standpunkt, daß in den Kolonien noch viele Mängel bestehen. Aber der Vorredner sieht doch zu sehr durch seine Parteibrille. So in dem, was er über die Justizpflege sagte. Vor solchen Übertreibungen sollte man sich hüten! Wissen Sie denn, unter welchen Verhältnissen der betreffende Weiße drei Neger zu Tode gebracht hat? Auf die Angelegenheit Dominik kommen die Herren immer wieder zurück. Aber ich habe ja Herrn Bebel schon vor drei Jahren nachgewiesen, wie unberechtigt seine Schilderungen vom Fall Dominik waren. Auch die finanziellen Angaben des Herrn Eichhorn waren unrichtig. So wußte er nicht einmal, daß Togo schon seit Jahren keinen Reichszuschuß mehr braucht. Die ganzen Argumentationen des Herrn Eichhorn erinnern mich an den Mann, der argumentierte: erstens habe ich den Topf überhaupt nicht entliehen, zweitens habe ich den Topf ganz zurückgegeben, und drittens hatte der Topf schon ein Loch, als ich ihn entlieh. Nun aber zu ernsteren Dingen. Herr Arning sprach auch von dem hohen Alkoholverbrauch, aber die Ziffern, die er gab, waren unrichtig. In der Inderfrage fernet bleiben wir bei unserm Standpunkt. Übergriffe von Indern gegen die Eingeborenen werden wir natürlich nicht zulassen. Im Gegensatze zu Herrn Lattmann meine ich: Hier in diesem Hause sind alle bürgerlichen Parteien einig für eine Kolonialpolitik; die einen unterstreichen allerdings mehr die nationale, die andern mehr die kulturelle Seite. Bei den Differenzen handelt es sich immer nur um kleine Detailfragen. Und da denke ich selbst: sowohl für eine gute Kolonialpolitik vom nationaler und kultureller Seite zu wirken, das soll meine Sorge sein!

Abg. Storz (südd. Vp.): Die Sozialdemokratie sollte endlich einmal den Wert einer rationellen Kolonialpolitik einsehen! Denken Sie doch nur an den Bezug von Baumwolle und ähnlichen Rohstoffen. Die Gefahr besteht doch, daß die Baumwollproduzenten uns einmal durch ein Kartell wer weiß wie hohe Preise auferlegen können. Dieser Gefahr können wir sehr wohl durch Baumwollkulturen in unsern Kolonien vorbeugen. Redner schildert dann die Bedeutung des Mohammedanismus für die Negerländer, seinen wachsenden Einfluß auf die Neger namentlich deshalb, weil der Schwarze alsbald, wenn er sich zum Mohammedanismus bekennt, mit den andern Angehörigen dieses Glaubens gleichberechtigt werde. Im ganzen haben wir allen Anlaß, mit der gegenwärtigen Kolonialverwaltung zufrieden zu sein.

Die Besprechung schließt. Der Titel Staatssekretär wird bewilligt, ebenso eine Reihe weiterer Titel.

Um eine Fürstenkrone.

18] Roman von Reinhold Ortmann.

(Fortsetzung.)

Jetzt sahen die Träger der Bahre die kleine Waldblöße vor sich liegen, die offenbar soeben der Schauplatz eines tiefernsten Ereignisses geworden war. An einer Seite des freien Platzes standen die vorhin bei der Meierei zusammengetroffenen Herren in einer Gruppe beieinander. Nur zwei von ihnen schienen zu fehlen: der blutjunge semmelblonde Leutnant von Rahlstedt, der sich in der Tat auf einem andern Wege entfernt haben mußte, und der Besitzer von Gerdauen, Graf Adelbard Hohenstein, den die Leute nicht auf den ersten Blick hatten wahrnehmen können, weil er inmitten der Gruppe auf dem fahlgrünen Waldboden lag, halb verdeckt von der Gestalt des Arztes, der sich über ihn gebeugt hatte und damit beschäftigt war, das aus einer Brustwunde hervorquellende Blut zu stillen.

Man wich zur Seite, als die Tragbahre ankam.

„Also Sie glauben nicht, Herr Doktor, daß man ihn in seinem Wagen nach Schloß Gerdauen bringen kann?" fragte der Herr von Werkenthin. „In diesem Falle haben wir kein andres Asyl für ihn in der Nähe, als die Meierei, und ich fürchte, man wird dort sehr schlecht vorbereitet sein für die Aufnahme und die Verpflegung eines Schwerverletzten."

Der Doktor machte eine vieldeutige Bewegung mit den Schultern. „Dessen dürfte es auch kaum bedürfen," gab er halblaut zurück. „Von einer Wagenfahrt aber — und wäre sie auch noch so kurz — kann nicht die Rede sein, denn wir dürfen jedenfalls nicht mit vollem Bewußtsein etwas tun, was das Ende beschleunigen müßte."

„Auch die Rücksicht auf den Zustand der Gräfin verbietet einen Transport nach Gerdauen," mischte sich ein andrer ein. „Es könnte ihr Leben in die höchste Gefahr bringen, wenn sie ihren Gatten so heimkehren sähe. Einer von uns wird sich wohl der traurigen Aufgabe unterziehen müssen, die arme Frau schonend auf das Entsetzliche vorzubereiten."

„Ich bin wohl der Nächste dazu, dies traurige Amt zu übernehmen," erklärte Herr von Werkenthin. „Aber ist denn wirklich gar keine Hoffnung mehr, Herr Doktor?"

„Nach menschlicher Voraussicht — keine! Ich fürchte, der Graf wird seinen Geist aufgeben, ohne überhaupt noch einmal zum Bewußtsein zu gelangen. Es kann möglicherweise schon innerhalb weniger Minuten geschehen; aber es können ebensowohl auch noch vierundzwanzig Stunden darüber hingehen. Das Herz ist jedenfalls verletzt, doch ich bin nicht imstande, die Ausdehnung der angerichteten Zerstörung zu ermitteln, da ich nicht sondieren und auch nicht versuchen kann, den Verbleib der Kugel festzustellen. In den meisten Fällen allerdings führt eine solche Verwundung sehr rasch zum Tode."

Ernst blickten die Männer darein, und es wurde nichts weiter zwischen ihnen gesprochen, während man den besinnungslosen Grafen vorsichtig auf die Bahre hob, worauf die Leute, die ihn tragen sollten, von dem Arzte mit entsprechenden Anweisungen und Mahnungen zur Vorsicht versehen wurden. Es war ein stiller, trauriger Zug, der sich da langsam durch den herbstlichen Wald bewegte. Auch die Bedienten, die das kurze Gespräch zwischen dem Doktor und seiner Umgebung nicht hatten verstehen können, wußten, daß es ein Sterbender sei, den sie mit sich führten. Das farblose Gesicht des Grafen verfiel ja ersichtlich von Minute zu Minute mehr, und immer deutlicher traten einige Züge und Linien darin hervor, wie nur die Hand des Todes sie in ein Menschenantlitz einzeichnet.

In einem niedrigen, dürftig möblierten Zimmer zu ebener Erde wurde der Besitzer von Gerdauen gebettet. Das Lager, auf welches man ihn gehoben hatte, war mit grobem, grellbunt karriertem Stoff überzogen, und das Kissen, in dem sein bleiches Haupt ruhte, war unbequem und hart. Aber der Doktor hatte recht gehabt: Graf Hohenstein bedurfte ebenso wenig mehr der Bequemlichkeit als einer sorgsamen Verpflegung. Sein Puls ging in immer leiseren und unregelmäßigeren Schlägen, und in seinen Fingern war jene zuckende Bewegung, die sich zumeist unmittelbar vor dem Ende einstellt.

Herr von Werkenthin traf die erforderlichen Anordnungen, um es dem Verwundeten wenigstens nicht an dem Allernotwendigsten fehlen zu lassen, und bestieg dann den leichten Jagdwagen, in welchem er am schnellsten nach Schloß Gerdauen gelangen konnte.

Sicherlich hatte er noch selten in seinem Leben eine Fahrt mit so schwerem Herzen zurückgelegt als diese, und sein behagliches, wohlgenährtes Gesicht hatte kaum je einen so bedrückten und ratlosen Ausdruck gehabt, als in dem Augenblick, da er auf der Rampe vor dem Herrenhause sein Gefährt verließ.

Mit einer Miene des Bedauerns kam ihm der Kammerdiener des Schloßherrn entgegen.

„Der Herr Graf ist bereits ausgefahren und hat keine Mitteilung über seine Rückkehr hinterlassen."

„Ich weiß das und bitte Sie, mich bei der Frau Gräfin zu melden. Es handelt sich um eine wichtige Angelegenheit, und die Dringlichkeit derselben muß die unzeitige Störung entschuldigen. Ich werde jedenfalls hier warten, bis die Frau Gräfin geneigt ist, mich zu empfangen."

Der Diener ging und kehrte nach einigen Minuten zurück, um Herrn von Werkenthin in eines der Empfangszimmer zu führen. Die Frau Gräfin sei noch bei der Toilette, meldete er, aber sie werde so bald als möglich erscheinen. Und in der Tat ließ Raffaella sich nicht lange erwarten. In einem weißen mit Spitzen besetzten Schlafrock betrat sie das Zimmer, und sie mußte wohl sehr neugierig gewesen sein, die dringenden Mitteilungen des Gutsnachbarn zu empfangen, da sie ihr prächtiges Haar nur locker hatte aufstecken lassen, und da ihr Anzug auch sonst die Hast verriet, mit der er beendet worden war.

Lächelnd reichte sie dem Besucher die Hand; aber das Lächeln erstarb, als sie ihm aufmerksamer ins Gesicht sah.

„Sie haben mir etwas Unangenehmes mit-